

# Schahriar Mandanipur – Leben und Werk

von Bahman Nirumand

Schahriar Mandanipur wurde im Februar 1956 in der südiranischen Stadt Schiraz, dem Geburtsort des großen Lyrikers Hafiz, geboren. Schon als Kind habe er auf die Frage, was er später werden wolle, entschieden und ohne jeden Zweifel geantwortet: Schriftsteller, sagt er in einem Gespräch. In seiner Jugend habe er viel gelesen, vor allem viel geschrieben, ohne jemals an einer Veröffentlichung zu denken. An seinem ersten Aufsatz kann er sich gut erinnern. Er war in der vierten Grundschulklasse. Er hatte sich entschlossen, endlich die Hausaufgabe, einen Aufsatz über die Stimmung im Herbst zu schreiben, ohne die Hilfe der Mutter zu erledigen. Er setzte sich auf einen Teppich, der im Garten ausgebreitet war, genoss die angenehme Wärme der Sonne, die an jenem Herbsttag trotz ihrer Schwäche noch prächtig schien und suchte nach Worten, die der Lehrer bevorzugte und sie seinen Schülern beigebracht hatte, Worte, die emotional und schön sein sollten. Er schrieb über „die gelben Blätter, die tanzend von den Bäumen herab fielen“, über „den Klang der Flöte, die die Hirten spielten“ und die „unschuldigen Schafe, die fröhlich auf der Weide grasten“. Er war sicher, dass er für den Aufsatz die beste Note erhalten würde. Deshalb meldete er sich freiwillig zum Vorlesen. Als er bei der Beschreibung der Kornfelder angelangt war und deren goldgelbe Farbe gefühlsvoll beschrieb, fiel ihm der Lehrer verärgert ins Wort. Es gäbe im Herbst keine gelben Weizen, sagte der Lehrer, sie würden auch nicht im Herbst geerntet. Enttäuscht und beschämt kehrte der Zehnjährige zu seinem Platz zurück. „Ich bin immer noch dabei, mein Kornfeld im Herbst zu ernten, selbst dann, wenn die Weizen nicht gelb leuchten oder gar vom Ungeziefer überfallen sind“, sagt der nun ausgereifte Schriftsteller.

Er sei in seiner Jugend sehr neugierig gewesen, habe das Leid der Unterdrückten und Geknechteten unmittelbar miterleben wollen, aber auch deren Freude und Glück. Nur durch dieses direkte Erleben könne ein Schriftsteller die vielfältige und wahre Bedeutung der Worte und Begriffe verinnerlichen und sie auf der eigenen Haut spüren. Vielleicht war es dieses Verlangen, das ihn dazu bewog, während der Zeit des iranisch-irakischen Kriegs (1980-1988) sich freiwillig an die Front zu begeben. Achtzehn Monate lang erlebte er Tag und Nacht hinter den Schanzen und auf den Kriegsfeldern ein Dasein zwischen Leben und Tod. „Nur ein Windstoss oder ein

Kieselstein unter der Kanone konnten die Flugbahn der Geschosse ändern und für mein Leben oder Tod ausschlaggebend sein“.

Von der Front zurückgekehrt, lernte Mandanipur den populären Schriftsteller Husang Golshiri kennen. Dessen Kritik, aber auch Lob verliehen ihm Mut zu seiner ersten Veröffentlichung. „Ich erinnere mich, als ich zum ersten Mal in meinem Leben die bedruckten Seiten der Zeitschrift ‚Mofid‘, in der meine Geschichte erschienen war, in der Hand hielt“, erzählt der Autor. „Es war kurz vor dem Sonnenuntergang. Ich stand auf der Straße unter verstaubten Bäumen, betrachtete die Passanten und dachte, dass sie vielleicht meine Geschichte gelesen haben, dass sie die Figuren meiner Erzählung, meine Gedanken, meine Worte kennen. Ich hatte das Gefühl, Jahre lang im Versteck gelebt zu haben und plötzlich aufgetaucht zu sein. Für die Menschen war ich kein Fremder mehr.“

Der erste Band mit Erzählungen erschien 1989 unter dem Titel: „Sayeh-haye Ghar“, (Schatten der Höhle), drei Jahre später folgte „Hashtomin ruz-e Zamin“ (Der achte Tag der Erde). Dann kam eine längere Pause, obwohl mehrere Manuskripte für den Druck vorlagen. Mal wurde sein Verlag verboten und er musste einen neuen Verlag suchen, mal verlangte die Zensurbehörde die Streichung einiger Passagen. Erst als 1997 die Reformer um Präsident Chatami die Exekutive übernahmen, konnte die Zensur leichter überwunden werden. Im gleichen Jahr erschienen die beiden Kurzgeschichtensammlungen „Mumia va Asal“ (Mumie und Honig), „Mah-e Nimruz“ (Mittagsmond) und „Raz“ (Das Geheimnis), eine Novelle für Jugendliche. Der Roman, Del-e Deldadegi (Das Wagnis der Liebe) erschien 1998 in zwei Bänden. 1999 folgten neun Erzählungen in einem Band mit dem Titel „Schargh-e Banafscheh“ (Der violette Orient).

In diesen Jahren arbeitete Mandanipur als Bibliothekar, „nicht nur, weil ich Bücher liebe“, schreibt er. „Ich fühlte mich verpflichtet, zur Wiederbelebung unsere Kultur, die vernachlässigt und zerstört wurde, einen Beitrag zu leisten.“ Die Stadt Schiraz, die sich einst rühmte, ein Zentrum der Kultur zu sein, sollte wieder eine ähnliche Rolle spielen. Getrieben von diesem Wunsch, gründete Mandanipur gemeinsam mit einigen Kollegen die Kulturzeitschrift „Asr-e Pandjschanbeh“ (Donnerstag Nachmittag),

die seit 1997 kontinuierlich wöchentlich erscheint. Mandanipur leitet die Chefredaktion.

„Abi-e mawaray-e Bahar (Das Blau jenseits der Meere), ein Band mit elf Erzählungen, wurde 2003 vorgelegt. Die bislang letzte Veröffentlichung, „Hezar wa jek sal“ (Tausend und ein Jahr), eine Geschichte für Kinder, erschien 2004.

Neben den literarischen Schriften hat Mandanipur über hundert Essays und Artikel zu Fragen der Kultur und Literatur veröffentlicht.

In Mandanipurs Schriften herrscht zumeist eine nebelhafte Atmosphäre. Man weiß und spürt zwar ganz genau, worum es geht, tappt aber trotzdem im Dunkel. Die Zeiten vermischen sich, die Vergangenheit überholt die Zukunft, Tradition und Moderne prallen aufeinander, bilden dann eine Mischung, in der sich die Figuren umherirren und getrieben von Angst und Einsamkeit, um ihr Leben kämpfen. Sie bewegen sich, unfähig zu einem normalen Dasein, an der Grenze zwischen Leben und Tod. Fast bei jeder Erzählung wird der Leser in eine Ausnahmesituation geführt. Es herrscht Chaos, die Ereignisse widersprechen der gängigen Logik. Dementsprechend sind auch die Charaktere. Von einer Szene zur anderen kann sich die Sympathie, die eine Figur in uns als Leser erzeugt, in Antipathie oder gar Abscheu verwandeln. Mut und Feigheit, Solidarität und Verrat, Liebe und Hass, Versagen und Lebenstüchtigkeit vermischen sich miteinander. Jeder Versuch, die Geschichten politisch, sozial, moralisch interpretieren und ihren Sinn in bestimmten Schlussfolgerungen hinein zwingen zu wollen, schlägt fehl, weil die Figuren sich nicht in einem einheitlichen in sich stimmigen Rahmen bewegen. Es ist eine vielschichtige, widersprüchliche Welt, die keine Harmonie duldet, die sich am Rande des Untergangs befindet. Die Geschichten widerspiegeln nicht existierende, sondern mögliche Realitäten. Der Leser erkennt diese Möglichkeit, kann sich jedoch nicht darauf verlassen. Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit liegen Welten, zu denen der Autor den Leser hinführt, ihn aber auf halbem Weg verlässt.

In „beschkan dandan-e sangi ra“ (Zerschlage die steinernen Zähne) aus dem Band „Mumie und Honig“ gibt es zwei Haupt und einige Nebenfiguren, aber der Leser begegnet nur einer Figur, einer Frau, über die man jedoch nichts Genaues erfährt, nicht

einmal ihren Namen. Sie ist die Verlobte oder Geliebte eines Mannes, den wir nur durch Briefe kennen lernen, die sie von ihm empfangen hat. Aus diesen Briefen geht hervor, dass der Mann vom militärischen Zivildienst für den Aufbau in ein Dorf geschickt wurde, wo ihn die dort herrschende Atmosphäre in die Isolation, ja in den Wahnsinn treibt.<sup>1</sup>

„Er hat geschrieben“, erzählt die Frau, „er habe nicht mehr vor, am Wochenende in die Stadt zu kommen; die Tage in Gurab seien das Ende der Tage, und es sei besser, dort zu bleiben und zu warten, und dann hat er eine Menge über die Lehmhütten, die durch einen unterirdischen Gang miteinander verbunden seien geschrieben und über die Menschen, deren Augen krank seien, und über den ‚staubigen Wind, von dem die Menschen kotzen müssen, wenn er ihnen in die Kehle gerät, und er hat geschrieben, glaubst du, dass die Erde verfaulen kann?“

Im Dorf herrscht eine gespenstische Atmosphäre. Armut, Verwahrlosung, Misstrauen und Missgunst treiben die Bewohner zum Wahnsinn, der sich auch auf den sich ungeheuer einsam fühlenden Zivildienstler überträgt. Dem einzigen Wesen, dem er sich zuwenden kann, ist ein verwahrloster Hund. „Einzig dieser Hund schleicht sich an mich heran, sobald er mich sieht. Er kommt und riecht an meinem Knöchel, als nähme er einen Geruch an mir wahr, von dem ich selbst nichts weiß.“

Der Zivildienstleistende flüchtet in eine Katakombe. Der Hund begleitet ihn. Dort wird er einer tausendjährigen Tradition gewahr.

„Die Männer von Gurab sitzen jeder für sich allein im Schatten der Hütten, sie rauchen Wasserpfeife, flüstern sich etwas zu und starren unaufhörlich auf die Straße. Sie sind die Sorge um mich los und ich habe hier unten meine Ruhe. Ich sitze mitten an der Mauer und lausche. Ich höre Geräusche. Außer dem Tröpfeln des Wassers erklang hier vor tausend Jahren und früher ein Flüstern, das sich bis heute erhalten hat. Jemand hat geschrieben, jemand hat das Feuer angezündet, die Opfer haben gelacht und einer hat ständig einen Gebetsspruch wiederholt.“

---

<sup>1</sup> Die folgenden Zitate sind der Übersetzung von Katajun Amirpur und Navid Kermani entnommen

Er entdeckt Wandzeichnungen und einen steinernen Mann: Symbol einer versteinerten Kultur und Tradition, die bei den apathischen Dorfbewohnern sich im besten Falle als Gewohnheit bemerkbar macht. Selbst das wenige Getreide „wächst aus tausendjähriger Gewohnheit“. Hier habe sich „das Wetter von aller Jahreszeit gelöst“. Die Dorfbewohner, empfinden abergläubig den Hund als schlechtes Ohmen und wollen ihn umbringen. Der Zivildienstleistende gibt ihm Gift zu fressen, um ihm das Leiden zu ersparen. Der Hund frisst das Gift, stirbt aber nicht, verschwindet drei Tage lang und taucht hechelnd wieder auf. Die Bewohner binden ihm ein Seil um den Hals und schleppen ihn in die Mitte des Dorfes und hängen ihn an einen Baum. Die Kinder bewerfen ihn mit Steinen. Doch der Hund stirbt nicht, er hat sieben Leben. Sie erschießen ihn und werfen ihn ins Feuer, bis er sein Ende findet.

Zwischen diesen Szenen, den Wandzeichnungen und dem Steinernen Mann gibt es offenbar einen Zusammenhang. Der Steinerner Mann hatte ein Schwert in der Hand, das er in ein Tier gestoßen hatte. „Seine Augen hatten wegen der Blässe ihrer Winkel einen bittenden Ausdruck angenommen“, schreibt der Dienstleistende im letzten Brief. „Sie sagten: ‚Stoß zu‘, also nahm ich einen Stein und schlug ihm damit die Zähne ein, ich tat genau das, was er schon seit tausend Jahren wollte....Ich schlug immerfort, Stein für Stein für Stein zerbrach und fiel herab, und dann war da noch Dunkelheit und das schreckliche Geräusch des Wassers.“

Draußen ist es dunkel, schwarzer Rauch breitet sich aus. Die Bewohner sitzen wie verkohlt mit verbrannten Haaren und Kleidern herum. „Es ist Nacht geworden, und ich rieche immer noch den Rauch.“ Er schaut aus dem Fenster und sieht, wie der Kohlenstaub in der dunklen Wüste flackert. „Es ist ein guter Dünger geworden für diese Erde.“

Die Vergangenheit ist die Quelle des Unglücks. Muss sie „Stein für Stein“ zerschlagen werden, müssen die Menschen schlimme Qualen erleiden, bis eine neue Epoche geboren wird? Muss die Welt verbrennen, damit die trockene, ausgelaugte Erde wieder fruchtbar wird? Die Braut weiß nicht, was sie nach allem, was ihrem Geliebten widerfahren ist, tun soll. Soll sie auf ihn warten. „Hältst du es für möglich, dass er eines Tages kommt, so wie er damals immer kam, oder meinst du, nein, weg ist weg.“

In Mandanipurs Werk spielt die Tradition, die alte Kultur, über die scheinbar längst Gras gewachsen ist, eine ambivalente Rolle. Sie kann für die Gegenwart zerstörerisch sein, wenn sie als Instrument der Unterdrückung gegen die Massen eingesetzt oder als Quelle des Aberglaubens dient, sie kann aber auch den Weg für eine Neugeburt bereiten.

Hakhamanesch und Mehrgiah bilden in der Erzählung „Sang“ (Stein) die Hauptfiguren. Beide sind Angestellte des Amtes für Archäologie. Hakhamanesch ist ein alter Mann, der in der alten Kultur vernarrt ist. Jahrzehnte lang hat er an Ausgrabungen in Persepolis teilgenommen. Sein ganzes Wesen, seine Ideen und Vorstellungen sind mit der alten Erde und den darunter liegenden Schätzen verschmolzen. Er lebt in der Geschichte, in einer Zeit, die tausende von Jahren zurückliegt. Eines Tages taucht in das Amt, das er leitet, Mehrgia auf. Er ist jung, dynamisch, einer, der sich in der modernen Verwaltung bestens auskennt und über gute Beziehungen im Kultusministerium verfügt. Sein Ziel ist, Persepolis für Touristen attraktiv zu machen. Zwischen den beiden Männern entsteht eine erbitterte Feindschaft. Der jüngere, Repräsentant einer total bürokratisierten Welt, verdrängt den alten, erfahrenen Mann, scheitert aber auch am Ende selbst.

In Mandanipurs Erzählungen sind ganze Gesellschaften, Familien oder einzelne Individuen einem Fluch ausgesetzt, dem sie nicht entkommen können. Die zerstörerische Wirkung dieses Fluches geht entweder von der eigenen Vergangenheit der Individuen aus oder von den Ahnen und Urahnern, ja oft von historischen Ereignissen, deren Folgen die Menschen ausgesetzt sind. Nahezu sämtliche Geschichten in dem Band „Mumie und Honig“ haben diese Thematik zum Gegenstand. In „Pesarak-e an-suye rud“ (der Junge jenseits des Flusses) wird das Leben eines politischen Aktivisten erzählt, der auch Jahre seines Lebens im Gefängnis verbracht hat und auf einmal feststellt, dass seine Ideale verloren gegangen sind. Sein Versuch, eine Familie zu gründen und ein normales Leben zu führen, scheitert, weil er seiner eigenen Vergangenheit nicht entkommen kann. In der Titelgeschichte (Mumie und Honig) hinterlässt ein Familienoberhaupt seinen drei Söhnen ein altes Haus und verpflichtet sie in seinem Testament, gemeinsam darin zu wohnen, mit der Folge, dass das Leben der Erben völlig zerstört wird. „Baran-e anduhan“ (Regen des Kammers) erzählt von einem Buch, das von einem pestkranken Autor geschrieben wurde. Jeder, der das

Buch liest, wird vom Unglück heimgesucht. In „Mardomak hay-e khak (Die kleinen Leute der Erde) wird von einem Mann erzählt, der in den Wald flüchtet, um der Prophezeiung, er werde eine große Sünde begehen, zu entrinnen. Doch die Mühe ist vergeblich. Am Ende geschieht genau das, was ihm vorhergesagt wurde. In „Awashay-e dar bad khandeh-ye Dwood“ (Die Gesänge Dawoods im Wind) ist ein Mann sein Leben lang damit beschäftigt, mehrere tausend Exemplare seines Buches zu sammeln, um die verderbliche Wirkung, die es erzielt hat, aufzuhalten.

Die Vorstellung, dem Schicksal, einem Fluch ausgesetzt zu sein, kommt am deutlichsten in dem bislang einzigen Roman Mandanispurs, „Del-e deldadegi“ (Das Wagnis der Liebe) zum Ausdruck. Es ist einmal die verheerende, vernichtende Wirkung einer Naturkatastrophe, hier die des Erdbebens, und zum anderen die des Krieges. Beides hat der Autor am eigenen Leib miterlebt. „Im Morgengrauen stieg der Staub auf, die Leichen lagen auf dem Bürgersteig. Ein weißer Schakal tauchte im Halbdunkel auf dem Olivenhain jenseits des Flusses auf. Ein Mondlicht umgab seine gespreizten Fellhaare. ... Die Hinterbliebenen, die wie gelähmt in der Gegend herumlagen, betrachteten apathisch die Erscheinung.“

Das Erdbeben ist ein Fluch, der unerwartet über die Menschen hereinbricht, der Krieg eine Katastrophe, die die Menschen selbst verschulden. Der Autor enthält sich jedoch jedes Urteils. Beschrieben werden der Hergang und die Folgen, ohne die Ursachen zu nennen. Aufbau und Zerstörung gehören zum Wesen des Menschen, aber auch zum Wesen der Natur. Wir nehmen die Zerstörungen als Schicksalsschläge hin, wie wir unser eigenes Los hinnehmen. In dem Roman dienen die Katastrophen als Kulisse, als ein Rahmen, in dem sich Einzelschicksale abspielen. Alle kämpfen um das Überleben. Was ihnen Lebensmut und Kraft verleiht ist die Liebe. Verlieren sie die Liebe, scheitern sie.

„Salome“, aus dem Erzählband „Der violette Orient“ schildert anhand einer Liebesgeschichte die Begegnung zwischen Orient und Okzident. Salome, eine Engländerin, ist die Tochter eines britischen Offiziers, der in Teheran begraben liegt. Sie versucht mit Hilfe Atas, eines Fremdenführers, den Grund für den Tod ihres Vaters herauszufinden. Auf seinem Grabstein steht, er sei zu Ehren seines britischen Vaterlands gestorben, obwohl zu der Zeit keinerlei Kriegshandlungen stattgefunden hatten.

Während Salome zunächst mit einer gewissen Arroganz, die oft bei Touristen aus dem Westen festzustellen ist, auf Ata herabblickt, versucht Ata sie in die Geheimnisse des Orients einzuführen. „Tausende von euch sind hier gewesen. Sie haben sich die Sehenswürdigkeiten angeschaut und haben nur ein Haufen Fotos mitgenommen“, sagte er. „Wenn du aber herkommst, um das Land zu verstehen, verlierst du die Arroganz. Dann kann man an deinem Schmerz Anteil haben. Vielleicht hatte dein Vater dies begriffen.“ Er fragte sie, was sie empfinden würde, wenn sie wüsste, dass ihr Vater überhaupt nicht nach England zurückkehren wollte. Tatsächlich ergaben die Nachforschungen, dass der Offizier sich in eine Frau verliebt und zunächst sie erschossen und danach Selbstmord begangen hatte. Die Liebe, die zwischen Salome und Ata entsteht, bleibt am Ende unerfüllt. Die unterschiedlichen Auffassungen vom Leben, von der Natur und eben auch von der Liebe setzen unüberwindbare Grenzen. Was bleibt ist die Sehnsucht: „Ich sehe dich, zu jeder Zeit und an jedem Ort, an dem du dich aufhältst. Und du träumst von hier. Ich sehe dich am dem Fenster im siebzigsten Stock eines Wolkenkratzers in New York. Du träumst von einem Mann, der brennt. Grüne Flammen steigen neben den Zypressen von Schiraz. Ich sehe dich im abendlichen Nebel von London. Stein und Eisen verwandeln sich in Moos, die Farbe der Zypresse entschwindet aus deinem Gesicht, du läufst durch die dunklen und nassen Gassen und schreist, aber die Kreuze hören dich nicht ... Komm, Salome, ein Mund voller Erde ruft nach dir ... „

Der Band „Der violette Orient“ enthält neben „Salome“ weitere Liebesgeschichten, die zu den schönsten Erzählungen gehören, die Mandanipur bislang geschrieben hat. Die Hauptfigur in der Erzählung „Scham-e sarv wa atasch“ (Der Abend der Zypresse und des Feuers) ist der Wärter des Grabmals von Hafiz. Unter den Besuchern, die den großen Poeten verehren, befindet sich eine Frau, in die er sich verliebt. Die Liebe steigert sich zum Wahn, der letztlich zum mehrfachen Mord führt. Bezeichnend für Mandanipurs Werk ist, dass die reine Liebe durch die Vermischung von Wahn und Verbrechen ihre höchste Reinheit erreicht. Die Sprache, von Hafiz inspiriert, ist so poetisch, dass sie selbst das Verbrechen als Hingabe an die Geliebte erscheinen lässt. Der Wärter, ein in Hafiz Vernarrter, der dem Leben den Rücken gekehrt und sich für die Stelle beworben hatte, um ständig bei dem Dichter zu sein, ermordet nicht nur die Geliebte, sondern auch ihren Mann und ihren Bruder. Er weiß zwar,

dass er aus der Sicht seiner Mitmenschen eine große Schuld begangen hat. „Die Stacheln des Wassers, die Schneiden des Lichts, die Rache der Erde und das Gift des Windes zielen auf mich. Aus allen Stimmen vernehme ich den Wunsch nach meinem Tod. Sie wollen den Tanz meines Körpers über ihren Köpfen sehen und meinen Todesseufzer hören. Sie wollen auf meinen Leichnam treten und nach Hause gehen. Sie wollen ihren Kindern von mir erzählen, damit ich aus ihren Alpträumen verschwinde.“ Er weiß jedoch, dass er durch seine Tat seiner Liebe die gebührende Achtung erwiesen hat und beschwört die tote Geliebte, ihm zu glauben. „Ich habe das Blut von sieben roten Wölfen getrunken und solange in die Augen der Kobra gestarrt, dass sie verglüht ist. Mein Reichtum habe ich versteckt und mein Wissen geheim gehalten, damit man mich nicht sieht. Aber du Traum aller einsamen Männer, die von Wölfen stammen, wenn du mich Tag und Nacht beobachtest, wirst du an mich glauben und das Rachegefühl, das du vielleicht im Herzen trägst, wird sich in Freude über unsere Vereinigung verwandeln.“ Der große Verrat, der Missbrauch des Vertrauens, das ihm die Geliebte hingebungsvoll entgegen gebracht hatte, wird in der reinen Liebe identisch mit grenzenloser Treue. Diese Paradoxie ist sowohl bei einzelnen Figuren als auch bei dem Inhalt der Erzählungen Mandanipurs zu beobachten. Die Geliebte kann nun als Tote, befreit von den Qualen des Alltags, die reine Substanz des Lebens erleben.

Mandanipurs bislang letzter Sammelband ist unter dem Eindruck der Anschläge von 11. September entstanden. Es sind elf Kurzgeschichten, die Einzelschicksale beschreiben. In einem Nachwort schreibt der Autor, dass er als iranischer Schriftsteller von ständigen Alpträumen heimgesucht wird. Doch er habe sich freiwillig in die unheilvolle Welt der Wörter begeben, Wörter, die die Seele der Gegenstände und Menschen widerspiegeln. Er habe den Krieg erlebt, das schreckliche Erdbeben in Rudbar und schließlich den freiwilligen Sturz eines Mannes von einem Wolkenkratzer. „Was geschieht, fragte ich. Dies war die einzige Frage, die ich stellen konnte und ich fühlte, dass viele Worte gesagt, Streitgespräche geführt und Vermutungen geäußert werden müssen, bis wir die Erkenntnis gewinnen, dass wir auf die Frage, was geschieht, keine klare und endgültige Antwort geben können.“

Die einzige Rettung aus dem Alptraum war das Schreiben. Aber wie sollte er das Schicksal jener Menschen beschreiben, die so weit entfernt von ihm leben und über-

haupt, was haben die Menschen jenseits der Erde mit ihm und seinen Qualen zu tun? Doch die Bilder drängten sich ihm auf: „Eine Halskette, die am Vorabend geschenkt wurde, um auf einer nackten Brust zu glänzen, eine Uhr, die um 11 Uhr stehen geblieben war lagen in den Trümmern“. Wie nah fühlte er sich jenem älteren Ehepaar, das einem herab stürzenden Jungen Mann beobachtet und sich darum streitet, ob es sich um den eigenen Sohn handelt, jener Frau, die starke Brandverletzungen erlitten hatte und die letzten Stunden vor ihrem Tod mit ihrem Mann im Krankenhaus verbrachte, jenen Flugpassagieren in der Maschine, die auf die Türme zusteuerte, jener Mutter, die ihren toten Sohn zu sich nach Hause bringen wollte, jener Frau und jenem Mann, denen es kurz vor dem Anschlag die Flucht gelang oder jenen Kindern, die zu Hause für einige Stunden allein gelassen wurden, während die Eltern im Trade World Center arbeiteten. „Die Trauer über den stürzenden Mann gab mir die Zuversicht, dass Orte, die voneinander weit entfernt liegen, die unterschiedlichen Qualen, die die Menschen erleiden und die Sprachen, die sich fremd sind, sich auf einmal zu einer Einheit vereinen“, schreibt Mandanipur im Nachwort. Als er die Geschichten zu Ende geschrieben hatte, habe er ein Buch mit Bildern von dem Anschlag in die Hand bekommen und mit Erschrecken festgestellt, dass er dieselben Szenen bereits beschrieben und erzählt hatte, ohne sie zuvor gesehen und miterlebt zu haben.

Auch in diesen Erzählungen ist das Grundthema der Fluch, dem die Menschen nicht entkommen können. Aber mit den Anschlägen in New York und Washington sei eine neue Zeit angebrochen, es habe sich eine grundlegende Veränderung vollzogen, vor der wir „nichts wussten oder nichts wissen wollten“. Die Würde des Menschen ist zerstört und eine gesellschaftliche Vereinbarung, ein Gesetz, sei außer Kraft gesetzt worden. Das Tabu zur Vernichtung der Massen sei gebrochen. Dieselben Massen, die in einem Fußballstadion vor Freude aufspringen, wenn ein Tor fällt oder in Jubel ausbrechen, wenn ein beliebter Künstler auftritt, können nun leicht durch einen Anschlag getötet werden. „So kann ich, wenn man mich fragt, warum ich diese Geschichten geschrieben habe, zu meiner Verteidigung auch noch hinzufügen, dass dieser neue Zug der Zeit auch mich, der aus dem südlichen Teil der Erde stammt, betrifft. Denn auch Menschen, die ich kenne und liebe, können einzig aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu den Massen Ziel eines Anschlags werden, einer Zeit, die die Eigen-

schaften, Handlungen und Namen der Massen trägt, Massen, unter denen das Leben einzelner Individuen genauso wenig wert ist wie ihr massenhafter Tod.“

## **Bibliographie**

### **Originalausgaben**

„Sayeh-haye ghar“ (Schatten der Höhle). Erzählungen, Navid, Schiraz 1989, 2. Auflage, Teheran (Hamrah) 2001, ISBN 964-6319-38-6

„Hashtomin ruz-e zamin“ (Der achte Tag der Erde), Kurzgeschichten, , Teheran (Nilufar) 1992

„Moomia wa assal“ (Mumie und Honig), Kurzgeschichten, , Teheran (Nilufar) 1997, ISBN 964-448-040-6

„Mah-e nimrooz“ (Mittagsmond), Kurzgeschichten, , Teheran (Nashr-e Markaz) 1997, ISBN 964-305-165-X

„Raz“ (Das Geheimnis), eine Novelle für Jugendliche, Teheran (Soroosh) 1997

„Del-e deldadegi“ (Das Wagnis der Liebe), Roman in zwei Bänden, Teheran (Zaryab), 1998, ISBN 964-6339-39-5

„Schargh-e banafsch“ (Der violette Orient), Kurzgeschichten, Teheran (Nashr-e Markaz) 1999, ISBN 964-305-420-9

„Abi-je mavara-je bahar“ (Das Blau jenseits der Meere), Erzählungen, Teheran (Nashr-e Markaz), 2003, ISBN 964-305-705-4

„Hezar va jek sal“ (Tausend und ein Jahr), eine Geschichte für Kinder, Teheran (Afarinegan) 2004, ISBN 964-7694-12-1

### **Übersetzungen**

#### ins Deutsche

„Zerschlag die steinernen Zähne“ (Beschkan dandan-e sangi ra). Übersetzung: Katajun Amirpur und Navid Kermani. In: Neue Literatur aus dem Iran (Haus der Kulturen der Welt). Berlin 2000

#### ins Französische

„Le Huitième Jour de la Terre“ (Haschtomin ruze zamin). Übersetzung: Brigitte Simon. In: Les Jardins de solitude, Paris (Mille et une Nuits), 2000

#### ins Polnische

„Klacja cyprysu i ognia“ (Scham-e sarw wa atasch). Übersetzung: Ivonna Nowicka. Warschau (Krajowa Agencja) 2002

#### ins Dänische

„Hun nu ikke har en Hvis kiste“ (Agar tabut nadaschteh baschad). Übersetzung: Claus V. Petersen. Kopenhagen (Tidsskrift for Mellem Ostens Litteratur) 1999

### **Sekundärliteratur**

Motaghedi, Mahmud: Ravayati digar az wagheiyat (Eine andere Version von der Wirklichkeit), in der Zeitschrift Neschat, Teheran Juli 1997

Senapur, Hossein: Taghas-e gonah-e amigh (Vergeltung einer antiken Sünde), in der Zeitschrift Adineh, Teheran, März 1998

Behbahani, Simin: Zan, saburi wa sazandegi (Frau, Beharrlichkeit und Aufbau), in der Zeitschrift Adineh, Teheran, Oktober 1999, S. 66-68

Olyainia, Helen: Barresi-e asare dastani-e schariar-e mandanipur (Betrachtung der Erzählungen von Schariar Mandanipur), auf der Internetseite des Verlags Sokhan, [www.sokhan.com](http://www.sokhan.com)

Amiri, Natascha: Kand wa kaw-e pischineh-i (Forschung der Vergangenheit), Quelle unbekannt.

Jalfani, Mohsen: Do yaddasch dar bare-ye doe roman (Notizen über zwei Romane), in der Zeitschrift Cesmandaz, Paris 2002

Khorrani, Mohammad Medi: Architectural fluidity in Mandanipur short stories, in: The Journal of Middle Eastern Literatures, 2003, Vol. 13, Nr. 1, PP. 11-25